Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 69 (1960)
Heft: 2

Artikel: Im Saharischen Tafilalet
Autor: Reinhard, Marguerite
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-974550

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

IM SAHARISCHEN TAFILALET

Von Marguerite Reinhard

Fortsetzung des Berichtes «Von Casablanca bis zur Sahara» im Januarheft 1960

Besuch in den Flüchtlings-Unterständen und -Zelten von M'Fiss

Als wir uns anschickten, das Fort von M'Fiss zu verlassen, um uns noch einige Zelte und Unterstände der Flüchtlinge anzuschauen, bemerkten wir eine junge Frau und zwei Kinder, die dort, wo der Weizen abgemessen worden war, die zurückgebliebenen Körner sorgfältig aus dem Sande lasen: Korn nach Korn. Nur langsam füllte sich der kleine Beutel. Für den Berber birgt das Korn, das, sich selbst opfernd, dreissig oder mehr Körner hervorbringt, aussergewöhnliche, ja heilige Kräfte. Er staunt noch über das Wunder des Samens. Er streift die Sandalen ab, bevor er sich zum Gebete niederlässt, er betritt aber auch den Dreschplatz ohne Fussbekleidung; denn wer das Korn und die Lebensmittel, die aus ihm gemacht werden, nicht heiligt, der geht entsetzlichen Strafen entgegen; viele Sagen erzählen davon. Findet ein Berber ein Stück Brot auf dem Boden, hebt er es auf, küsst es und legt es, wenn er es nicht selbst essen will, sorgfältig an den Rand des Weges, damit es keine Füsse entheiligen. So sorgen auch Frauen bei jeder Verteilung, dass kein Korn verloren geht.

Die Flüchtlinge von M'Fiss leben zumeist in Zelten, einige auch in Unterständen, die sie in die Hänge der nahen und fernen Hügel eingegraben und die Innenwände mit Steinen ausgemauert haben. Auf den ersten Blick erschienen uns diese Unterstände als gute Behausungen. Sie lagen alle im Windschatten, schützen also im Winter vor den über die Hammada peitschenden Winterwinden, waren trocken, das mit dürren Dornbüschen genährte Herdfeuer verbreitete Wärme, die sich dank der dichtgewobenen Matte aus Alfagras vor dem niederen Eingang nicht allzurasch verflüchtigte. Einige wenige Unterstände enthielten sogar, längs einer Wand aufgeschichtet, zwei, drei Teppiche, in die sich die Bewohner nachts einhüllen

Zeichnungen von Margarete Lipps, Zürich

konnten. Im Sommer schützen die Unterstände vor der grossen Hitze. Leider aber ist hier die Erde bleihaltig und daher ungesund.

Die Zelt-Flüchtlinge von M'Fiss dagegen sind allen Winden schutzlos preisgegeben, von der Sommersonne und dem nächtlichen Frost des Winters gleichermassen gequält. Wohl sind sie Nomaden und an die Freiheit des Zeltes gewöhnt, ja sie hüten ihre Unabhängigkeit gegen jeden Versuch, sie irgendwo einzuordnen, sie lebten auch drüben in der Gegend von Colomb Béchar, von wo sie hierher gezogen sind, das ganze Jahr im Zelt, doch besassen sie dort Herden von Schafen und Kamelen, mit deren Wolle sie sich auf den primitiven Webgestellen neue Zeltbahnen weben konnten, sobald eine solche Zeltbahn dünn und brüchig geworden war. Mit der Fülle der Wolle konnten sie sich drüben auch neue Matten, warme Decken, warme Unterkleider, warme Ueberwürfe weben, die Ernährung war weit besser, da das Kamel Milch, das Schaf Fleisch lieferte. Der Krieg hat ihnen die Herden, ihren einzigen Reichtum, geraubt. Sie sind arm geworden, und wenn einer sagt, ich bin ohne «Lmal», so heisst das zugleich: «ich bin ohne Reichtum» und «ich besitze keine Herde mehr», so eng ist Reichtum mit Herde verknüpft, dass für beides nur das eine Wort Lmal besteht. Nur verschwindend wenige Flüchtlinge haben sich noch eine Kamelstute, recht viele ein Eselchen, andere zwei, drei Schafe oder ein paar Hühner retten können. Die Wolle fehlt. Auch das Webgestell fehlt; Holz ist hier nicht aufzutreiben. So ist es den Flüchtlingen aus eigener Kraft nicht möglich, die Zelte auszubessern; diese werden immer brüchiger. Risse klaffen allenthalben, durch die der Wind bläst, der Regen eindringt. Ab und zu brennt auch so ein ausgedörrtes, zerfetztes Zelt bis auf den Grund; denn gekocht wird auf offenem Feuer im Zeltinnern. Die Solidarität unter den Flüchtlingen ist indessen so gross, dass jeder Nomade, der in der Nähe haust, von seinem Zelt eine möglichst gute Bahn abtrennt und sie dem von den Flammen Beraubten bringt, dessen Frau und Töchter die verschiedenen Bahnen zu einem neuen Zelte zusammenfügen. Ein solcher Austausch lässt sich deshalb so leicht tun, weil alle Zelte aus gleichen etwa zehn Meter langen und einem Meter breiten Matten zusammengenäht werden. Wird im normalen Leben die Familie grösser, lässt sich bald eine neugewobene Zeltbahn ansetzen. Wandert eine Familie auf der Suche nach neuen Weideplätzen weiter, werden die Nähte, die die Matten zusammenhalten, aufgetrennt, damit die Last des schweren Zeltes auf verschiedene Tierrücken verteilt werden kann.

Das Weben von Zeltbahnen

Der Boden, den das Zelt deckt, ist rechteckig. In der Mitte bilden zwei in die Erde gerammte Stangen und eine Querstange, über die das zusammengesetzte Zelttuch geworfen wird, die höchste und

einzige Stelle des Zeltes, in der man aufrecht stehen kann. Das Tuch wird auf drei Seiten über niedere Pflöcke, die mit Querhölzern verbunden sind, straffgezogen, am Boden mittels starken Schnüren an weiteren Pflöcken befestigt und der Rand, der zweihandbreit auf dem Boden anliegt, mit Steinen beschwert. Eine der Längsseiten dient als Eingang; das Tuch kann aber überall hochgeschlagen werden. Jedes Zelt kann in der Mitte durch eine Matte in zwei Teile geteilt werden. Diese Matte wird jedesmal dann aufgehängt, wenn der Hausherr Besuch erwartet; Frau und Kinder ziehen sich dann in den Teil zurück, wo gekocht wird. So begegneten wir den Frauen nur in jenen Zelten, wo der Hausherr von der Verteilung noch nicht zurückgekehrt war. War er schon da, empfing er uns im abgetrennten Zeltteil. Sobald wir das Zelt betreten hatten, brachte ein Kind die Teegeräte, begann das Wasser zu blubbern, nahm der Hausherr die Zeremonie des Teebereitens vor. Besass einer noch eine Kamelstute, reichte er uns statt des Tees eine Schale Kamelmilch, die bei den Nomaden üblichere Begrüssung des Fremden; denn die Milch ist das Symbol der Reinheit und der Süsse. Wenn man sie mit dem Fremden teilt, verbindet sie so stark wie Blut, und nichts Uebles kann vom Fremden ausgehen, nachdem er die ihm gereichte Milch getrunken hat.

Für den Bewohner der Wüste bedeutet Gastfreundschaft höchste Verpflichtung. Wenn auch fast nichts da ist, wenn auch der Gastgeber und seine Familie nachher noch mehr darben müssen, immer wird nach einem Wege gesucht, den Gast mit einem Trank, einer Mahlzeit ehren zu können. Denn keiner weiss, ob nicht ein Engel Gottes das Zelt betreten hat. Mit dem Gast würde der Nomade das letzte Stück Brot teilen. Mit dem Gaste teilen heisst aber auch, ihn an sich binden, ihn zu Güte und Anständigkeit verpflichten, und es gibt deshalb dort kein Abkommen, das nicht mit einer Mahlzeit besiegelt wird.

Ueberall waren die Unterstände und Zelte sehr sauber, enthielten aber nur das Allernotwendigste: eine offene Feuerstelle, eine urtümliche Kornmühle — bestehend aus zwei runden Mühlsteinen, einer Achse und einem Holzgriff — dem wichtigsten Gegenstand der Einrichtung, ferner aus einem Wasserkrug, einer Eisenpfanne, aus einigen runden Platten aus gebrannter Erde, einigen Ziegenfellschläuchen sowie Säcken aus Wolle oder Alfagras, selten aus einigen Decken, noch seltener aus Matten oder einem Teppich. In einem einzigen Zelt entdeckte unser Blick eine der alten Familientruhen, die die Flüchtlingsfamilie mitzubringen vermocht hatte, weil sie noch eine Kamelstute besass.

«Alles ist eitel mit Ausnahme des Weizens und der Wolle», sagt ein Sprichwort der Nomaden. Beides besitzen die Flüchtlinge nicht mehr ohne Hilfe. Der Weizen wird ihnen durch Vermittlung der Liga der Rotkreuzgesellschaften auf langer Reise zugeführt, die Wolle, die in ihrem Leben eine grosse Rolle spielt und für das Wohlergehen im Zelt unerlässlich ist, müssen sie entbehren. Hoffentlich aber nicht mehr allzulange.

Denn der Chefdelegierte der Liga der Rotkreuzgesellschaften hat bereits in Guenfouda im Oujdagebiet versuchsweise damit begonnen, den Flüchtlingsfamilien ein einfaches, ihrer Gewohnheit angepasstes Webgestell mit der für die Instandsetzung ihres Zeltes nötigen Menge Alfagras oder Wolle abzugeben. Mit einem solchen Webgestell vermag eine Frau zwei Zeltbahnen im Monat anzufertigen. Zeigt dieser Versuch Erfolg, soll er auf alle Flüchtlingsfamilien, die in Zelten leben, ausgedehnt werden. Dies wäre die beste Hilfe, das Wohnproblem der Nomaden zu lösen. Die Webgestelle sind verhältnismässig billig, Alfagras oder die nötige Menge Rohwolle kann für wenig Geld auf dem einheimischen Markte gekauft werden, zudem könnten die Frauen, nachdem einmal das Zelt instandgestellt worden ist, auch Matten und Decken weben. Die betreffenden Familien hätten im weiteren das Gefühl, auch selbst etwas an die Verbesserung ihrer Lage beizutragen und wären beschäftigt. Von der amerikanischen Armee in Wiesbaden zur Verfügung gestellte tausend Zelte von elf Meter Länge und fünf Meter Breite, die an grosse Familien von zwölf bis zwanzig Personen leihweise abgegeben werden sollen, werden inzwischen die ärgsten Härten dieses Winters mildern.

Abend in der Wüste

Das Abendlicht übergoss die Wüste mit weichem, rosigem Schimmer, als wir uns hinunter in die Mulde zu den Gebäuden der Mine begaben. Vor dem Haus, in dem uns die marokkanischen Grenztruppen einen Raum zum Nächtigen zugewiesen hatten, streckten wir uns, von der Flut der Eindrücke ermüdet, auf der noch sonnenwarmen Erde aus. Rasch und unvermittelt senkte sich die Nacht über die Wüste, eine Dämmerung gibt es hier nicht. Keiner sprach ein Wort: völlig entspannt schmiegten wir uns der Erde an, spürten ihre Kräfte, spürten den Wurzelgrund der Gemeinschaft und ihrer selbstverständlichen Kraft und fühlten uns sonderbar geborgen. Unweit von uns hatte der junge Chauffeur des Kaid Seddiki Seddik, noch fast ein Kind, ein Feuer angefacht und bereitete mit sakraler Innigkeit der Verrichtung unsere Abendmahlzeit. Riesengross ging im Südosten der Vollmond auf und übergoss die Wüste mit hellem Licht, so dass die Sterne in solcher Lichtflut verblassten. Ein zauberhaftes Licht, ein Licht, das uns und die Wüste und das All und all das Unaussprechbare und Unnennbare in geheimnisvoller Weise miteinander verband. Wir fühlten uns federleicht, körperlos, weitgeöffnet und hellwach. Alles schien stille zu stehen, den Atem anzuhalten. Zeit und Raum flossen ineinander, lösten sich auf wie Morgennebel, es gab keine Begrenzungen mehr, kein Ich, kein Du, kein Da, kein Dort, kein Gestern und kein Morgen,

es gab nur noch ein Einziges, ein grenzenloses, unermessliches Einziges ohne Anfang und ohne Ende.

Immer noch sprach keiner ein Wort. Staunen erfüllte uns, ergriff uns, ja, wir waren ergriffen, wir waren zugleich glücklich. Entspannt und wie erlöst lagen wir unter der unendlichen Schale des Himmels und bewegten uns auch dann nicht, als ein Flüchtlings-Scheich nach dem andern in die Lichtbahn des Mondes trat, sich neben den Kaid niedersetzte und leise, mit wohlklingender Stimme, mit ihm zu sprechen begann, sich dann wieder erhob, wieder durch die Lichtbahn schritt und aus unserem Blickfeld verschwand. Sie störten nicht, diese archaischen Gestalten in ihren zeitlosen Gewändern, denn sie waren völlig eins mit ihrer Erde.

Das Ergriffensein hielt an, als wir, die ganze Verteilungsequipe sowie der Delegierte des Hochkommissars für Flüchtlinge, Declan Walton, uns später um den zu uns ins Freie gestellten niedern runden Tisch setzten, gemeinsam aus derselben Schüssel assen, gemeinsam das Brot brachen, es hielt auch an, als wir wieder zu sprechen begannen, erst zögernd, da ein Wort, dort ein Wort, es hielt an, als einer arabische Lieder zu singen begann und die andern mit ihren Stimmen einfielen.

Auch nachts, als die Schakale unsere Herberge umheulten, hielt das Staunen noch an.

Verteilung in Taouz

Taouz, der südlichste Wüsten-Grenzposten Marokkos im Tafilalet, war bis vor kurzem, gleich wie M'Fiss, Arbeiter-Unterkunftszentrum einer Mine, die heute nicht mehr betrieben wird. Zinnoberrot lagen die rund dreissig Gebäude, umgeben von einer hohen zinnoberroten Mauer, im zinnoberroten Gewoge des Wüstensands in der Nähe einer kleinen, halb vom Sande verschütteten Oase, eine winzige Insel in einem unabsehbaren Meer. Als wir, nach mühevoller Fahrt über harte oder versandete Pisten, in Taouz ankamen, warteten dort schon rund tausendfünfhundert Flüchtlinge auf unsere Verteilungsequipe. Sie lagerten in Gruppen den Häusern entlang, füllten Gassen und Plätze und versuchten, das Gesicht mit einem Tuch oder einem Zipfel des Burnus vor dem Sand, den ein in heftigen Stössen durch den Grenzposten fegender Wind aufwirbelte, zu schützen. Vergebens hatten wir eine windgeschützte Stelle für die Durchführung der Kontrolle zu finden versucht, wo die Karteikarten und Listen nicht alle Augenblicke vom Winde davongetragen und ein zeitraubendes Durcheinander verursachen würden; aber wo wir uns auch einzurichten versuchten, trieb der Wind sein Spiel mit uns. Mit flatternden Tüchern, Haiks und Burnussen, den Kopf gegen den Wind gesenkt, Mund und Augen zusammengekniffen, schob sich Flüchtling nach Flüchtling an den Tisch, an dem der Delegierte der Liga der Rotkreuzgesellschaften mit Ansari Bahi, dem Präsidenten des Marokkanischen Roten Halbmonds vom Tafilalet, die Kontrolle vornahm. Hatten sich in Taouz die elendesten Flüchtlinge des Tafilalet versammelt? Am Tische vorbei bewegte sich, gegen den Wind ankämpfend, ein Zug der Mühseligen und Beladenen: Lahme, Blinde, vom Alter Gebeugte, Einbeinige, Einarmige, mit Hautkrankheiten Behaftete! Viele waren mit Fliegen bedeckt, die sich, wenn sich die Flüchtlinge uns näherten, in Wolken auf uns niederliessen und nicht mehr wegzutreiben waren. Diese lästigen kleinen Quäler krochen uns, gierig nach Feuchtigkeit, in die Augenwinkel, versuchten, in den Mund, in die Nase zu dringen. Sand und Fliegen und Fliegen und Sand! Und der lästige Wind! Die Augen brannten. In unbeherrschter Abwehr begannen wir, sie heftig zu reiben, die Fliegen wegzuscheuchen. Kaum hatten wir die Hand gesenkt, setzten sich wieder ganze Trauben von Fliegen in die Augenwinkel und schmiss uns der Wind Sand ins Gesicht. Sehr rasch wurde uns klar, weshalb so viele Wüstenbewohner an Augenkrankheiten leiden: Sand, Verschmutzung durch Fliegen, Reiben der entzündeten Augen ... kein Wunder, dass wir so manchem erloschenen Blicke begegneten. Nun kämpften sich auch jüngere Flüchtlinge durch den Wind, Frauen, Männer, Kinder; sie hatten den Alten und Gebrechlichen den Vortritt gelassen.

Nicht alle für Taouz Eingeschriebenen hatten sich gemeldet, und das erklärte den Umstand, dass vor zwei Tagen in Erfoud rund fünfhundert Rationen mehr, als vorgesehen, hatten verteilt werden müssen. Mit solchen Verschiebungen infolge Nomadisierens der Flüchtlinge muss bei jeder Verteilung gerechnet werden. Folge davon ist ein ständiges Aendern der Listen. Der Delegierte sah das Abwandern von Taouz nach Erfoud mit Genugtuung; denn die Gegenden der Wüstenposten von M'Fiss und Taouz, die heute zusammen 6500 Flüchtlinge umfassen, sind während der Wintermonate in besonderem Masse den kalten Winden schutzlos preisgegeben, während das Klima in der Oase Erfoud, die in einem windgeschützten Becken am Ufer des Oued Ziz liegt, auch im tiefsten Winter milde bleibt. Der Ligadelegierte hatte deshalb schon vor einem Monat beim Superkaid von Erfoud, Si Salah, die Frage aufgeworfen, ob es für die Flüchtlinge nicht besser wäre, sich für die Wintermonate in der Umgebung von Erfoud niederzulassen. Si Salah hatte indessen Wert darauf gelegt, den Flüchtlingen jede Freiheit des Entscheides zu lassen, aber hinzugefügt, dass die kalten Winde die Nomaden von selbst in die geschützteren Oasen treiben würden. Diese Entwicklung hatte offensichtlich schon begonnen.

Die ständigen oft sehr beträchtlichen Verschiebungen zwingen den Ligadelegierten, bei allen Verteilungszentren so grosse Lebensmittelvorräte auf Lager zu halten, dass die Rationen auch bei einem unerwarteten Zuwachs von tausend oder zweitausend Flüchtlingen an alle sich einfindenden Flücht-

linge verteilt werden können. Da die in Empfang genommenen Rationen jeweils auf der Karte des Flüchtlings vermerkt und die Eintragungen mit dem Datum versehen werden, besteht keine Gefahr, dass ein Flüchtling die Rationen des gleichen Monats von zwei verschiedenen Verteilungsstellen beziehen kann. Was wegen einer Abwanderung an Vorräten übrig bleibt, wird wieder ins Lagerhaus gebracht und für die nächste Verteilung eingeschlossen. Die Lagerhäuser stehen unter dem Schutze des betreffenden Kaids.

Nach der Verteilung luden uns der Kommandant des Grenzpostens und seine Offiziere ein, den Kuskus und den duftenden Hammelbraten mit ihnen zu teilen. Wie schon so oft auf dieser Reise, sassen wir alle auf Matten um einen niedern runden Tisch, die so liebenswürdig gebotene Gastfreundschaft geniessend, assen gemeinsam aus einer Schüssel, und, wie überall bei so gastlichem Beieinandersein, ging die Rede lebhaft hin und her. Der Kommandant kannte verschiedene Länder Europas, erzählte uns von seinen Eindrücken, stellte Fragen, beantwortete unsere Fragen und liess uns, nach einer Ruhestunde mit Kaffee, nur ungern ziehen. Der Ligadelegierte drängte indessen auf baldigen Aufbruch, weil ihm daran lag, noch vor Einbruch der Dunkelheit die Oase Rissani und damit eine gute Strasse zu erreichen. Inzwischen hatte sich der Wind zum heulenden Sturm gesteigert, bleischwarze Wolken hingen wie zerrissene Fahnen vor der Sonne und tauchten die vor dem Essen noch durchlichtete Landschaft in Trauer und Düsterkeit. Wir kämpften uns durch den Sturm und die Wolken aufgewirbelten Sandes zu unseren offenen Wagen, die uns nur wenig Schutz zu geben vermochten. Der Sturmwind wütete über die hindernislose Wüste, riss und zerrte an den Wagen und hüllte uns in dichte Wolken gelblichroten Sandes, so dass die drei Fahrer Mühe hatten, die beiden andern Wagen nicht aus den Augen zu verlieren. Von Zeit zu Zeit hielt der vorderste an, bis die beiden nachfolgenden dicht aufgeschlossen hatten. Immer dunkler wurde es, und die Lichtkegel der Scheinwerfer bahnten sich mühsam einen Weg durch den wirbelnden Sand. Blitze zerrissen das Dunkel, der Donner rollte, Regen begann in grossen Tropfen gegen die Windschutzscheiben zu klatschen, wurde bald zu rasender Fontäne, so dass wir uns im undurchdringlichen Regendunkel anzuhalten gezwungen sahen. Bei der Heftigkeit des Gusses hatten die Wolken indessen rasch ausgeregnet, der Sturm legte sich, der Wind wurde zahmer und zahmer und bald so schwach, dass er den nassen Sand nicht mehr aufzuwirbeln vermochte. Der erste Stern schimmerte auf, ein zweiter, bald ging riesengross der Mond auf und beleuchtete tröstlich die Piste. Haar und Kleider voll Sand, durchweht und durchnässt erreichten wir Erfoud, wo wir mit steifen Gliedern die Pistenwagen verliessen, uns vom Superkaid Si Salah verabschiedeten und in die bequemeren Personenwagen stiegen, um noch gleichen Abends die rund 80 km lange Strecke nach Ksar-es-Souk zu fahren, denn anderntags war zu früher Stunde die Pistenfahrt zu den Verteilungszentren von Boudenib und Bouanane in der Wüstenhammada von Guir unweit der algerischen Grenze geplant.

Fortsetzung des Berichts in der nächsten Nummer.

SENK EIN HEILIGES WEIZENKORN IN DEN GRUND

Im Zusammenhang mit der Einstellung des Nomaden zum Brot erinnern wir uns, dass noch unsere Eltern und Grosseltern dem Brot mit Ehrfurcht zu begegnen pflegten und nie geduldet hätten, dass auch nur das kleinste Stück vergeudet worden wäre. Sagen, Mythen und Märchen zeigen, dass für viele Völker, besonders für jene aus der Zeit des Mittelalters, die oft von schweren Hungersnöten heimgesucht worden waren, das Brot heilig war. So zitiert Heinrich Eduard Jacob in seinem Buch «6000 Jahre Brot» die folgende Sage der Brüder Grimm:

Einer Bürgersfrau war ihr junges Kind gestorben, das ihr Augapfel gewesen war, und wusste gar nicht genug, was sie ihm noch Liebes und Gutes antun sollte, eh' es unter die Erde käme und sie's nimmermehr sehen würde. Und wie sie's nun im Sarg auf das beste putzte und kleidete, so deuchten ihr die Schühlein doch nicht gut genug, und nahm das weisseste Mehl, was sie hatte, machte einen Teig und buk dem Kind welche von Brot. In diesen Schuhen wurde das Kind begraben, allein, es liess der Mutter nicht Rast noch Ruh, sondern erschien ihr jammervoll, bis sein Sarg wieder ausgegraben wurde und die Schühlein aus Brot von den Füssen genommen und andere, ordentliche angezogen waren. Von da an stillte es sich.

Es gab im Mittelalter keine grössere Kostbarkeit, einem Toten mitzugeben, als Brot. Doch bedeutete es einen Frevel, das Brot unter eine Fusssohle zu legen; denn so musste der Tote im Jenseits darauf treten.

Vom Brotfrevel handeln viele Sagen. Im Tirol wurde eine Frau, die die Kleider ihres Kindes mit Brot abgerieben hatte, zu Stein verwandelt. In der Ostsee versank die Stadt Vineta, weil ihre gottlosen Einwohner die Mauerlöcher mit Brot ver-